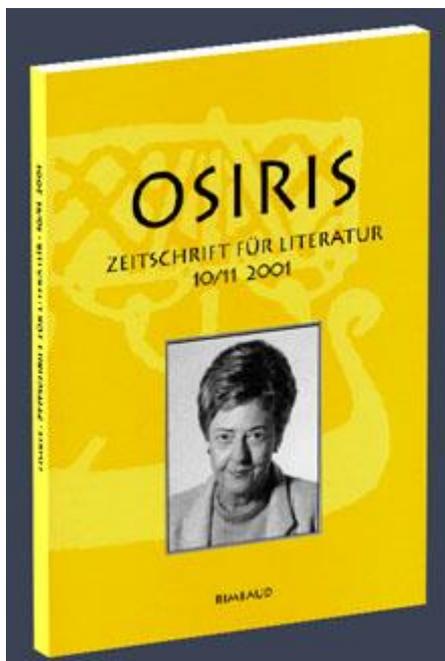


Abbildung von Max Ackermann



Zu Leben und Werk

Dagmar Nick (*1926, Breslau)

Gezählte Tage

Die Schlinge um meinen Hals,

die du nicht zuziehst.

Der Schierling in meinem Garten,

den ich nicht ernte.

Im Angesicht deines Sterbens

Breche ich Fackeln

Aus den Marmorstelen

Vergessener Götter,

als könnte ich

diesen Tunnel erleuchten,

durch den du davongehst.

So lebe ich.

Mit der Schlinge, dem Schierling.

So lebe ich weiter.

Quelle: *Gezählte Tage*

Gezählte Tage heißt ein Gedichtband von Peter Huchel (1903-81). Das Titelgedicht besteht aus drei Teilen und skizziert in seiner Mitte eine bäuerlich-orientalische Stadt an einem Fluss:

Vergiss die Stadt,

wo unter den Hibiskusbäumen

das Maultier morgens gesattelt wird,

der Gurt gezogen, die Tasche gepackt,

die Frauen stehn am Küchenfenster,

wenn noch die Brunnen im Regen schlafen.

Vergiss den Weg,

betäubt vom Duft des Pfeifenstrauchs,

die schmale Tür,

wo unter der Matte der Schlüssel liegt.

Um diese Stadt kreisen die Gedanken eines Mannes, der spürt, dass sein Leben bald zu Ende geht. Er möchte schon jetzt die vertraute Umgebung vergessen, weil es ihn schmerzt, dass andere dort weiterleben werden:

Gezählte Tage, Stimmen, Stimmen,

vorausgesandt durch Sonne und Wind

und im Gefolge rasselnder Blätter.

Noch ehe der Fluss

Den Nebel speichert im Schilf.

Schon jetzt meint der Mann, zukünftige Stimmen zu hören, vorausgesandt durch Sonne, Wind und Nebel, gesprochen also zu einer Stunde, die nicht mehr die seine ist.

Zwei Schatten

Rücken an Rücken,

zwei Männer warten im frostigen Gras.

Stunde,

die nicht mehr deine Stunde ist,

Stimmen,

vorausgesandt durch Nebel und Wind.

Als Peter Huchel den Gedichtband *Gezählte Tage* 1971 veröffentlichte, hatte er noch neun Jahre zu leben.

Dagmar Nick kannte ebenso wenig wie Heinz-Albert Heinrichs das gleichnamige Gedicht von Peter Huchel. Es sind hier nicht die „gezählten Tage“ des lyrischen Ich, die im Zentrum des Geschehens stehen, sondern das baldige Sterben des Lebenspartners. Es ist nicht die Gegenwart, die hier beschworen wird, sondern die klassische Antike. Schierling, Fackeln, Marmorstelen und Götter sind die entsprechenden Signalwörter einer vergangenen Welt, die keinen Trost mehr zu spenden vermag.

Hier ist kein Ausweg:

Da sein – fallen –,

nicht die Tage zählen – (Gottfried Benn)

Bei einem Abendspaziergang mit Dagmar Nick und Reinhard Kiefer in Düsseldorf, 1990, nach einer Lesung, überzeugte ich die Autorin in den Rimbaud Verlag einzutreten.

Ihren ersten Gedichtband *Märtyrer* veröffentlichte sie mit 21 Jahren. Ein Jahr später, 1948, erhielt sie eine Einladung zu einer Tagung der Gruppe 47, die sie aus Krankheitsgründen nicht annehmen konnte. Sie lebte eine Zeit lang in Köln, wo sie Hans Bender, und in Israel, wo sie Klein-Haparash kennenlernte. Sie heiratete schließlich in letzter Ehe einen Arzt und zog nach München.

Ihre frühen Gedichte bezeichnete die Autorin als Machwerk. Doch gelang es, dass sie einen von mir zusammengestellten Auswahlband zur Veröffentlichung freigab: *In den Ellipsen des Mondes*.

Schon ein Jahr später, 1991, besuchte sie uns anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Rimbaud Verlags in Aachen. Im gleichen Jahr erschien von ihr neue Lyrik *Im Stillstand der Stunden*. Mit dem letzten Heft 10/11 meiner Zeitschrift *Osiris* habe ich Leben und Werk der Autorin dokumentiert.

31.10.2005

Lieber Herr Albers,

meine erste Mitgliederversammlung der sogenannten Literaturklasse in der Akademie war ein Erlebnis eigener Art und bescherte mir zwei Tage darauf die beiliegende Satire, die ich Ihnen gerne überlasse, falls Sie sie in Ihr nächstes OSIRIS-Heft übernehmen möchten.

Eine Stunde, nachdem die Sitzung beendet war, fand der offizielle Abend über die „Literatur der Zwischenzeit“ (Titel von Joachim Kaiser) statt, und es war schon einigermaßen unbegreiflich, warum da die Namen derer, die nach 1945 als Erste schrieben und veröffentlicht wurden – abgesehen von Borchert und Bächler, der bald nach mir bekannt wurde – unter den Tisch fielen.

Inzwischen werde ich von verschiedenen Seiten gefragt, wieso man meinen Namen unterschlägt, denn man könne ja schlecht die Nachkriegsliteratur, vor allem die zeitbezogene, die sich mit den Themen Kriegsende, Flucht, KZ, Trümmerstädte, Heimkehrer etc. auseinandersetzte, erst nach 1947 beginnen lassen, so hätte es z.B. Nick nie gegeben.

Was soll ich antworten? Gerade meine frühesten Gedichte, die in 15 Sprachen übersetzt wurden und heute in englischen Schulbüchern stehen – einfach vergessen?

Man soll sich nicht selbst überschätzen. Aber man muss doch ein wenig über den eigenen Wert und Werdegang Bescheid wissen. Sela.

Ich freue mich vor allem auf das Hörspielbuch. Auch „Requiem für zwei Sprecher und Chor“ ist ja eine Satire, und die Wenigsten kennen diese Seite von mir.

Adieu für heute, Ihre Dagmar Nick



Reinhard Kiefer über Dagmar Nick

Das lyrische Werk ist reich an biblischen Anspielungen und Motiven. Vor allem mit dem Alten Testament und der Apokalyptik setzt sich die Autorin seit den 50er Jahren intensiv auseinander. In den vierziger Jahren dagegen erhalten ihre Gedichte die stärksten Anregungen durch die wahrhaft apokalyptischen Ereignisse der Kriegszeit. Die Gedichte der Neunzehnjährigen versuchen den Schrecken von Krieg und Nachkrieg zu bannen, dabei benutzt sie vielfach biblische Bilder und Wendungen. Einen eindeutigen biblischen Bezug stellt schon der Titel des 1955 veröffentlichten Gedichtbandes *Das Buch Holofernes* her. In dieser Sammlung verarbeitet Dagmar Nick die wesentlichen Motive des biblischen Buches «Esther». Etwas später entstehen Gedichte, in denen biblische Motive zur Deutung der explosiven geschichtlichen Wirklichkeit der fünfziger Jahre herangezogen werden. Titel wie «Apokalypse» oder «Erinnerung eines Toten», das mit einem umfänglichen Motto aus dem Zweiten Petrusbrief (3:10) versehen ist, sprechen für sich. Das endzeitliche Geschichtsbild der biblischen Apokalyptik bietet Nick die Möglichkeit, den Ernst der gegenwärtigen geschichtlichen Lage zu verdeutlichen. Zu einer expliziten Auseinandersetzung mit theologischen und anthropologischen Positionen der Bibel kommt es dabei noch nicht.

In den sechziger Jahren reist Nick mehrere Male nach Israel und so vereinigen sich in ihren Gedichten nun biblische Motive mit der Erfahrung israelischer – also im weitesten Sinne biblischer – Landschaft. Seine poetische Umsetzung erfährt das alles in den Gedichten, die 1969 unter dem Titel *Zeugnis und Zeichen* veröffentlicht wurden. Diese Texte bilden sicherlich einen Höhepunkt von Dagmar Nicks poetischer Bibelrezeption. Typisch für ihren Umgang mit der Bibel seit den sechziger Jahren ist ein – man möchte sagen – religionsgeschichtlicher «Revisionismus». Die biblischen Gestalten und Motive erfahren eine Neu- und Umwertung. Nicks Umgang mit biblischem Material ähnelt zuweilen dem Ernst Meisters in den fünfziger Jahren. Doch kommt es bei ihr nicht zur Herausbildung neuer, existentialer Mythen, die den vorgegebenen Mythos ersetzen sollen. Sie betreibt vielmehr die berichtigende Fortschreibung und durchaus polemische Ausgestaltung vorgegebener Mythen.

Paradigmatisch dafür ist das Gedicht «An eine diffamierte Dame», das sich in dem schon erwähnten Band von 1969 befindet. In ihnen verarbeitet die Dichterin die bekannte Sündenfallgeschichte. Im Zentrum dieser Gedichte steht die in der Genesiserzählung erscheinende Schlange. In der jüdisch-christlichen Tradition ist sie die «alte Schlange», der Teufel, in der sich die widergöttlichen Mächte fokussieren. Sie ist die Ikone reiner und uneingeschränkter Negativität. Dieser Deutung, die zu den Voraussetzungen der beiden Gedichte gehört, setzt die Autorin eine völlig gegensätzliche, nämlich positive Interpretation der Schlange entgegen. Dabei ließ sie sich von paganen Deutungen und solchen der christlichen Gnosis inspirieren.

Für das antike Mysterienwesen ist die Schlange vor allem das mantische, das prophetische, ja geradezu das pneumatische Tier. Als solches wird sie zum Symbol der geschlechtlichen Vereinigung zwischen Gott und Mensch. In Schlangengestalt geht der Gott selbst in den

Menschen ein. In einer koptisch-gnostischen Schrift aus Nag Hammadi wird «Gott» unterstellt, er habe das Verbot die Frucht zu essen deshalb ausgesprochen, «weil er neidisch ist», die Schlange wird zum «Unterweiser» und «Eva vertraute auf die Worte des Unterweisers», beide – Frau und Mann – essen von der Frucht: «Da wurde ihr Verstand geöffnet. Als sie gegessen hatten, erleuchtete sie das Licht der Gnosis.»

Die Schlange wird zum Auslöser der Befreiung, zum «Unterweiser» in der rechten Erkenntnis. Der Gott des Alten Testaments ist der des Gesetzes, gegen ihn stritten die Gnostiker, am vehementesten und nachhaltigsten vielleicht Markion. Für ihn ist der alttestamentliche Gott der «Feind, der von den Erlösten überwunden wird.» Die «rebellische Geschichtsinterpretation» der Gnostiker, die zu einer Parteinahme für die Schlange und mit ihr für alle vom Gott des Alten Testaments Verstoßenen – für Kain, Korah, Esau etc. – führt, liegt genau auf Dagmar Nicks Interpretationslinie. Auch ihre Geschichtsinterpretation ist rebellisch, weicht sie doch grundlegend von der orthodoxen christlichen Heilsgeschichtsschreibung ab. An ihre Stelle tritt eine Gegengeschichte, in der die «Diffamierten» – Eva, die Schlange, Lilith – endlich zu ihrem «Recht» kommen. Das Gedicht trägt den schon erwähnten, etwas launigen Titel «An eine diffamierte Dame»:

*Freundin, mein schuppiges Luder,
wer wollte sich nicht an dir messen,
Erkenntnisträchtige,
bäuchlings einen Biß mit dir tauschen
und Giftbäume plündern,
um zu wissen, wo Gott wohnt.*

*Du hast die Erde bevölkert, Schöne,
und man hat dich verflucht,
eingefangen als Corpus delicti,
Erfindung der Erbsünder. Lache,
mein schuppiges Luder,
und räche dich an den Lechzenden,
fahre den Heuchlern ans Bein,
schlage ihnen ein Schnippchen, den Kerlen
aus Adams Geschlecht.*

Die dämonisierte, furchtgebietende oder ehrfurchtheischende Schlange, dieses chthonische Totem einer mutterrechtlichen Gesellschaft, wird in dem Text ohne alle hieratischen und ehrfürchtigen Formeln angesprochen: im Titel als «Dame», dann – in der Eröffnungszeile – sehr persönlich als «Freundin» und schließlich vertraulich, quasi außerhalb jeder konventionellen Sprachregelungen, als «mein schuppiges Luder». Die Formulierung «schuppiges Luder» lässt einmal an das Reptil («schuppig») denken und zum anderen erinnert sie an die moralische Abwertung der Angeredeten. Unter «Luder» wird gemeinhin ein leichtfertiges und gewissenloses Weib verstanden. Dieses abqualifizierte Wesen ist die «Freundin» des lyrischen Ichs. Das Pronomen «mein» verstärkt den Eindruck der Zusammengehörigkeit von beiden. Das sprechende Ich steht auf vertraulichem Fuß mit der «Dame», deshalb darf es sich auch ohne Scheu eines depravierenden Tones befleißigen. Ja, die allgemein abschätzig gemeinte Bezeichnung «Luder» gerät zum Ehrentitel, zur ironischen Replik auf die vielfältigen moralischen und dämonologischen Einwendungen, die gegen die Schlange vorgebracht werden. Auf die Bezeichnungen «Dame», «Freundin», «Luder» folgt noch eine vierte: «Erkenntnisträchtige». Die Bezeichnung «Erkenntnisträchtige» wendet das Motiv Gen 3:1a , «Und die Schlange war listiger denn alle Tiere auf dem Felde», ins Positive um, denn die Listigkeit wird durch die «Erkenntnisträchtigkeit» ersetzt. Um den als «Hoheitstitel» fungierenden Titel «Erkenntnisträchtige» zu verstehen, ist es notwendig, ein wenig weiter auszuholen und sich etwas genauer die betreffenden Passagen des biblischen Textes anzusehen.

Die Schlange stellt in der biblischen Erzählung eine entscheidende Frage: «Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?» (V. 1b). Diese Frage ist der Ursprung des Fragens und des theoretischen Mißtrauens, weit mehr als die spätere nach dem «Sündenfall» an Adam gerichtete Frage Gottes: «Wo bist du?» (V. 9). Die Schlange wird so zum Totem der Moderne, für die es schlechthin unmöglich geworden ist, eine absolute Autorität anzuerkennen. Die nachfolgende Übertretung des göttlichen Gebots ist nichts anderes, als die notwendige Verifikation qua Experiment. Zunächst jedoch nötigt die Schlange Eva, wie Hans Robert Jauß bemerkt, «von sich aus das Verbot erst einmal selbst zu erläutern». Evas Erläuterungen reichen nicht sehr weit. Sie befindet sich offensichtlich in einem Erklärungsnotstand, wie denn auch nicht, fehlt es doch dem göttlichen Gebot an einer einsichtigen Begründung. Das ist der Punkt, an den Eva geführt werden soll, denn der unbegründeten Behauptung Gottes, «Esset nicht davon, rühret's auch nicht an, dass ihr nicht sterbet» (V. 3b), stellt die Schlange die Behauptung entgegen: «Ihr werdet mitnichten des Totes sterben» (V. 4b). Behauptung steht gegen Behauptung. Die fragende Relativierung, das theoretische Mißtrauen steht gegen die Forderung nach absolutem Gehorsam. Worum es letztendlich geht, darüber gibt V. 5 überraschende Auskunft, die Schlange liefert nach der nur unzureichend erklärbaren Frage nach Gottes Gebot und der dahinter verborgenen Absicht, eine wirklich erschöpfende Antwort. Zunächst wird die Todesdrohung Gottes, der ja die Rolle des absoluten Souveräns einnimmt, mit einer kurzen Bemerkung abgewiesen, «Ihr werdet mitnichten des Todes sterben» (V. 4b), und dann wird eine tiefergreifende, Gottes Beweggründe erhellende Erklärung nachgeliefert: «Gott weiß, dass welches Tages ihr davon

esset, so werden eure Augen aufgetan, und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist»(V. 5). Es geht also um menschliche Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis. Zu dem mythischen Zeitpunkt also um eine ‹vorschuldige› Unmündigkeit. Die Schlange ist die, die den Mensch auf sich selbst und auf sein Verhältnis zu Gott hin anspricht; sie ist, um eine Formulierung Carl Schmitts zu zitieren, ‹unsere eigene Frage als Gestalt›. Dagegen ist der Vatergott mit seinem Absolutheitsanspruch nur mehr eine entmündigende Instanz, die den menschlichen Geist in dunkler Unwissenheit gebunden sehen will. Die Schlange verleitet nicht nur zum Erkenntnisgewinn, sie gehört zur Ätiologie des Erkennens, verfügt sie doch über ein Wissen, von dem alle anderen Geschöpfe – Menschen und Tiere – durch den souveränen Willensakt Gottes ausgeschlossen sind. Insofern ist sie die ‹Erkenntnisträchtige›. Mit den Worten ophitischer Gnosis: Sie ist das ‹weise Wort›. Sie gewährt an einem verbotenen Wissen theoretische Teilhabe und ‹verfügt› darüber hinaus über die Praxis zur Erkenntnis. Erkenntnis ist mit dem Akt der Übertretung des göttlichen Verbotes substantiell verbunden. Ohne Übertretung, ohne Verifikation, ist wohl ein theoretisches Wissen, doch keine wirkliche Erkenntnis möglich. Hat die listige Schlange nun einerseits gelogen und andererseits den Menschen zur Erkenntnis verholfen? Ihre Behauptung, ‹Ihr werdet mitnichten des Todes sterben›, hat sich jedenfalls als Irrtum, wenn nicht als Lüge herausgestellt. Bleibt noch die andere Behauptung: ‹so werden eure Augen aufgetan, und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.› Dass den Menschen die ‹Augen aufgetan› werden, davon spricht schon V. 7. Diese Verheißung also hat sich bewahrheitet. Bleibt noch das Sein wie Gott. Die Frage stellt sich, worin es besteht? Der Text jedenfalls legt nahe, dass es sich in dem Wissen um ‹gut und böse› gründet. Dieses Wissen führt zunächst nur zur Erkenntnis der Nacktheit, der menschlichen Blöße, die denn auch umgehend bedeckt wird. Die Scham, die sich nun einstellt, ist die ‹Rache Gottes› an der sich befreienden Menschheit. Der erste Schritt in die Richtung auf Befreiung und Mündigkeit wird zum Fehltritt. Nach der Entdeckung der Übertretung durch den lustwandelnden Herrn des Gartens, kommt es zu allfälligen Abstrafungen. Auch die Schlange ist davon betroffen: ‹Weil du solches getan hast, seist du verflucht vor allem Vieh und vor allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang› (V. 14). Diese Stelle wird zum Ausgangspunkt der Zeilen: ‹[wer wollte nicht] bäuchlings einen Biß mit dir tauschen/ und Giftbäume plündern,/ um zu wissen, wo Gott wohnt.› Die Identifikation mit der ‹Verfluchten› ist vollkommen. Sie wird nicht nur als Ursprung der Erkenntnis gedeutet, sondern sie ist darüber hinaus auch Bild wahren Lebens. Ihre erniedrigende Fortbewegungsweise, nämlich ‹bäuchlings› über den Erdboden kriechen zu müssen, wird übernommen und als Ausgangspunkt einer *Unio mystica* verstanden (‹einen Biß mit dir tauschen›), die ein Wissen über ‹Gott› zum Ziel hat. Dabei ist zu bedenken, dass der Schlangengebiss gemeinhin als giftig, zumindest jedoch als gefährlich gilt. Das Gift der Schlange scheint auf die Bäume im Paradiesgarten übergegangen zu sein. Sie sind zu ‹Giftbäumen› geworden, die nun ‹geplündert› werden sollen. Diese Bäume vermitteln das ‹Gift› der Erkenntnis, das dem Erkennenden schließlich den Tod bringen wird. Im Paradiesgarten soll es zu einer rücksichtslosen Aktion der Aneignung des Verbotenen kommen, als dessen Ergebnis das ‹Wissen›, ‹wo Gott wohnt› zu gelten hat. Die Frage nach dem Ort Gottes

(«wo»), ist die nach seiner Wirkmächtigkeit, die nach seiner Herrschaft. In welchem Verhältnis steht das «Hier» von Schlange und lyrischem Ich zum «Dort» Gottes. Diese den ersten Abschnitt beendende Frage bleibt antwortlos. Das Problem der Beziehung von Immanenz und Transzendenz scheint unlösbar.

Im zweiten Abschnitt gewinnt die Rede an die «diffamierte Dame» fast ausschließlich apologetischen Charakter. Das lyrische Ich schwingt sich zum «Verteidiger» der Schlange angesichts so vieler Ankläger auf. Das Vermehrungsgebot aus Gen 1:28 («Seid fruchtbar und mehret euch»), das im biblischen Kontext ausschließlich dem Menschen und seinem «Willen zur Macht» gilt, wird auf die «Schöne» übertragen. Die «Schlange» ist die, die «die Erde bevölkert» hat. Allerdings erfährt ihre Fruchtbarkeit von anderer Seite eine negative Bewertung, denn «man hat dich verflucht». Diese Zeile erinnert an den Fluch Gottes aus Gen 3:14. Allerdings ist aus dem zürnenden Vatergott des Alten Testaments ein unspezifisches «man» geworden, das sicherlich auf die Menschen allgemein verweist, die sich im «Schuldabwälzen» üben. Der «Fluch», den dieses «man» aussprach, zeitigt einschneidende Auswirkungen, denn «man» hat die «Schöne» «eingefangen als Corpus delicti». Der Terminus «Corpus delicti» gehört der Sprache der Kriminologie an. Die Schlange ist der «Körper des Vergehens», sie ist die «Waffe», durch die ein «Verbrechen» geschehen ist. Die «Schöne» ist zum wesenlosen Ding geworden, mit dem «man» nach Belieben verfahren kann: es wird «eingefangen», um so domestiziert und unschädlich gemacht zu werden. Doch eine solche Deutung der «Schönen», das vermittelt die nächste Zeile, ist nichts anderes als die «Erfindung» der Menschen, «der Erbsünder».

«Erbsünder» ist eine Variante des theologischen Begriffes der Erbsünde oder der Erbschuld. Das Abstraktum Erbsünde wird personalisiert zu «Erbsünder». Die Sündenfall-Erzählung wurde im Neuen Testament, vor allem durch Paulus, eingehend reflektiert und zum Ursprung nicht der «Erbsünde», wohl aber eines «Erbtodes» (Röm 5:12ff). Der einflussreichste Theologe der Erbsünde ist Augustinus. Er betont, «dass die persönliche Sünde Adams alle seine Nachkommen mit einer habituellen Schuld belastet und die Menschheit zu einer massa damnata macht. Das Wesen dieser Sünde ist nicht die Konkupiszenz als solche, sondern die mit der zuständigen Begehrlichkeit (wozu auch die superbia und der amorsui gehören) verbundene Schuld. Als aktuelle Fleischeslust ist die Konkupiszenz zugleich die Ursache der Weiterleitung der Erbschuld.» Die Lehre von der Erbsünde entstand also nicht nur allein aufgrund der Interpretation der Paradiesgeschichte, sondern vor allem im Kontext einer negativen Bewertung von Körper und Sexualität. Das Essen der Frucht wird dementsprechend denn auch vielfach als metaphorische Umschreibung des Sexualaktes gedeutet. Von dergleichen negativen Bestimmungen distanziert sich das Gedicht, wenn es von der «Erfindung der Erbsünder» spricht. Die Degradierung der Schlange zum «Corpus delicti» ist gleichermaßen «Erfindung» der «Erbsünder», wie die Vorstellung von der Erbsünde selber. Beides ist nichts anderes als der unmittelbare Ausdruck leib- und frauenfeindlichen Denkens. Folgerichtig ermuntert das lyrische Ich die «diffamierte Dame» zum Widerstand gegen die Verunglimpfung: «Lache,/mein schuppiges Luder,/und räche dich an den Lechzenden». Lachen und Rache sind die Signifikanten der «Dame sans merci», jener

Décadence-Figur, die rücksichtslos ihre erotische Faszination ausspielt. Denn dass die «Dame» erotische Wirksamkeit entfaltet oder sie entfalten könnte, das bezeugt die veränderte Bezeichnung der «Erbsünder», deren Sündenfixierung sie zu «Lechzenden» macht, zu Gestalten, deren Denken und Empfinden um Sünde und Sexualität kreist. Das dämonisierte und unausgesprochene sexuelle Verlangen macht aus den «Erbsündern», den «Lechzenden», den «Heuchler». Die Schlange wird nun aufgefordert sich verführerisch den «Heuchler[n]», – den Männern, die sich geben als seien sie «Unschuldslämmer» –, zu nähern, um sie dort zu schlagen, wo sie am Empfänglichsten sind: «fahre den Heuchlern ans Bein». Es geht um die Stiftung verführerischer Nähe, um den Zauber reiner Körperlichkeit. Die «Schöne» soll ein Spiel mit der heuchlerischen männlichen Phantasie beginnen, eben jener, die für ihre Degradierung verantwortlich zeichnet. Mit der idiomatischen Wendung, «schlage ihnen eine Schnippchen, den Kerlen», wird die Übertölpelung der «Erbsünder», der «Heuchler» eingefordert. Die «diffamierte Dame» soll sie zu eben jenen Handlungen bringen, die sie verteufeln und nach denen es sie zugleich unbändig verlangt. Aus den «Erbsündern», den frustriert «Lechzenden», den «Heuchlern» sind nun die «Kerle» geworden, auf ihre Geschlechtlichkeit reduzierte Wesen. Die Empfehlung, «fahre den Heuchlern ans Bein», kann als Reaktion auf das sogenannte «Urevangelium» (Gen 3:15) angesehen werden, in dem angedroht wird: «Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen.» Der Feindschaft zwischen «Weib» und «Schlange», von der im biblischen Text gesprochen wird, setzt das Gedicht die innige Freundschaft entgegen. Die Feindschaft bleibt allein auf die Schlange und den «Kerlen/ aus Adams Geschlecht» beschränkt. Sie sind der von Gott verheißene «Same», der der Schlange «den Kopf zertreten» soll. Adam ist der Urvater eines patriarchalischen und sinnenfeindlichen Denkens, deren Vertreter sich daran gemacht haben, die «Schlange» und mit ihr die Frauen und die Welt zu beherrschen. Mit dem Gedicht «An eine diffamierte Dame» stellt sich Dagmar Nick in die Tradition der Kritiker an dem negativen Verhältnis des orthodoxen Christentums zur Sexualität einerseits und zur Weiblichkeit andererseits. Sie benutzt den Sündenfall-Mythos und – wenigstens zum Teil – seine theologischen Interpretationen, und beginnt eine «Geschichte» zu erzählen, die eine ganze Denktradition souverän aushebelt. Die antiophitischen und antiweiblichen Tendenzen werden «berichtigt» zu einem Lob verfehmter Gestalten und Traditionen. Dagmar Nick bewegt sich auf eine ganz und gar hiesige, eine erdbezogenen «Theologie» zu. Überdies befindet sie sich hier im Vorfeld eines – wenn auch sehr moderaten – feministischen Denkens, eines Denkens, das dem Weiblichen den gebührenden Platz innerhalb mythischen Erzählens einräumt. Für Nick geht es nicht um den Kampf der Geschlechter, um eine Separierung des Weiblichen vom Männlichen, vielmehr ist es ihr um Richtigstellungen, um neue Zuschreibungen und Wertungen im spannungsreichen Verhältnis der Geschlechter zu tun. Die christliche Religion mit ihren Dogmen (Erbsünde) und Moralvorstellungen (Körperfeindlichkeit) wird von Nick eindeutig abgelehnt. Ja, das Christentum ist für sie die Grundlage des desolaten Verhältnisses der Geschlechter untereinander und zu ihrer Körperlichkeit.